

MÄNNLICHKEITSKONSTRUKTIONEN, TECHNIK- UND KRIEGSFASZINATION AM BEISPIEL DER STUDENTEN IM HANNOVER DER ZWANZIGER JAHRE

ANETTE SCHRÖDER

Als ein Anknüpfungspunkt für die historischen Traditionslinien eines »Banal Militarism« kann die deutsche studentische Kultur in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts angesehen werden. Wehrhaftigkeit, Ehre und Härte waren für viele junge Akademiker auch nach dem Ersten Weltkrieg noch identitätsbildend, obwohl diese Männer der Nachkriegsgeneration weder auf dem Schlachtfeld gekämpft noch in den Kasernen Wehrdienst geleistet hatten. Während die Kriegsniederlage und der Vertrag von Versailles den klassischen Militarismus des Kaiserreichs offiziell beendet hatten, bestanden rechtsradikale Positionen im Inneren der Weimarer Republik weiter. Teil dieser »Gegenrevolution« (Tucholsky) waren die Studenten der zumeist schlagenden Verbindungen mit ihrer antisemitischen, nationalistischen und antidemokratischen Ausrichtung. Ihr spezifisch ausgeprägter militärisch-kriegerische Habitus war Bestandteil des alltäglichen studentischen Lebens, gleichzeitig wurden der Erste Weltkrieg und das Sterben auf den Schlachtfeldern durch Rituale und Gedenkfeiern rund um die Gefallenen und das »Soldatendasein« zu Heldengeschichten umgedeutet, verharmlost und banalisiert. So war der an soldatische Werte angelehnte Lebensstil in den Korporationen, ihr »Banal Militarism«, letztlich ein Zeichen dafür, dass Teilen der Bevölkerung der Wandel von einer Kriegs- in eine Friedensgesellschaft nicht gelang. Die politische Kraft der studentischen Bewegung nach 1918 spielte mit Blick auf die zunehmende Radikalisierung der Gesellschaft Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre eine beträchtliche

Rolle.¹ Gerade die Reproduktion des Militärischen als Bezugspunkt des Fühlens, Denkens und Handelns konnte in der als unsicher empfundenen Zeit der Weimarer Republik eine starke Kraft entfalten und begünstigte die Zerstörung der Demokratie.

Die Korporationen waren für einen großen Teil der deutschen Studentenschaft eine einflussreiche Sozialisationsinstanz. Der folgende Beitrag zeigt am Beispiel der Technischen Hochschule Hannover wie der Alltag der Studenten in den schlagenden Verbindungen durch militärische und kriegerische Verhaltensnormen strukturiert war. Zunächst wird dafür der sozioökonomische Kontext der historischen Akteure skizziert, anschließend soll ein Ausschnitt aus der korpsstudentischen Lebenskultur darlegen, warum militärische Werte für die politischen Weltbilder der Studierenden so wichtig waren, und welche Funktion sie hatten. Am Mythos von »Langemarck«, der die zentrale Erzählung der Studierenden war, ist schließlich ersichtlich, wie Militarismus, Nationalismus und Technik zu einer Erfolgsgeschichte technischer Rationalität verknüpft und beständig reproduziert wurde.

DIE STUDENTEN DER TH HANNOVER

Die im Mittelpunkt stehende Gruppe junger Männer war während ihres Studiums in den späten Jahren der Weimarer Republik vor allem durch ihre Zugehörigkeit zur Technischen Hochschule Hannover miteinander verbunden. Entscheidend geprägt waren sie darüber hinaus durch spezifische gesellschaftliche, sozioökonomische und kulturelle Kontexte, die im Folgenden kurz skizziert werden. Wenn in diesem Beitrag von »den« Studenten gesprochen wird, so sind damit die männlichen Studierenden der Fachrichtungen Architektur, Bauingenieurs- und Vermessungswesen sowie Maschineningenieurswesen und Elektrotechnik an der TH Hannover gemeint. In den zwanziger und dreißiger Jahren waren 88 Prozent der Studierenden für die Fächer dieser Fakultäten immatrikuliert, die übrigen 12 Prozent waren für die Allgemeinen Wissenschaften oder Chemie eingeschrieben. Wegen der geringen Anzahl weiblicher Studierender – lediglich in Fach Bauingenieurswesen waren zeitweise fünf Frauen eingeschrieben – lässt sich diese soziale Gruppe als Männergesellschaft charakterisieren (Schröder 2003: 11 f.).

Diese historischen Akteure gehörten nur zu einem geringen Anteil der so genannten Kriegsjugend- und zum weitaus größeren Teil der Nachkriegsgeneration an. Geboren zwischen 1907 und 1918, verbrachten sie ihre Kindheit und Jugend in der Weimarer Republik. Die Studieren-

1 Der Historiker Michael Grüttner bezeichnet die Studenten der Weimarer Republik als »nationalsozialistische Avantgarde« (Grüttner 1995: 19 ff.); vgl. weiterführende Literaturhinweise ebd. (für Hannover vgl. Schröder 2003: 33 ff.).

den waren daher nicht aktiv am Ersten Weltkrieg beteiligt und konnten durch die Abschaffung der Wehrpflicht gemäß Versailler Vertrag auch zu Republikzeiten keine militärischen Erfahrungen sammeln, ein Umstand, den sie durchgehend als Manko empfanden. Der Erste Weltkrieg und die deutsche Niederlage waren daher in mehrfacher Hinsicht *der* tiefgreifende und Gemeinsamkeit stiftende Faktor in der Sozialisation der Studenten der Technischen Hochschule Hannover sowie Beweggrund ihres politischen Handelns.

Zu den grundlegenden und einschneidenden Erfahrungen, die die Studenten in ihrer Jugendzeit machten, gehörten die Unsicherheiten des Nachkriegsalltags, die Inflation mit ihren gravierenden Folgen sowie die Wirtschaftskrisen. Für die nach 1910 Geborenen gehörte zudem die relative Stabilisierungsphase nach 1924 mit den damals neu entstehenden Freizeit- und Konsummöglichkeiten sowie die wieder alles in Frage stellende große Weltwirtschaftskrise zu ihren mittel- und unmittelbaren Erfahrungen (Peukert 1986: 145 ff. und Peukert 1987: 94 ff.). Nach einer Phase der Hochkonjunktur und der Vollbeschäftigung in den Jahren 1920/21 kam es 1922 und 1923 in Folge des Ruhrkampfes und der Hyperinflation zur Verelendung breiter Schichten. Die Inflation, deren Hauptursache die Kriegskosten waren und nicht, wie von großen Teilen der Bevölkerung angenommen, die zu zahlenden Reparationen, löste komplexe wirtschaftliche und soziale Umschichtungsprozesse aus. Betroffen waren vor allem die Angehörigen des mittelständischen Milieus, dem im Jahr 1928 fast 70 Prozent der hannoverschen Studenten entstammten. Dieses heterogene Milieu bestand nicht aus organisierten, festen parteipolitischen Strukturen, sondern gestaltete sich eher als ein soziales Netzwerk aus Vereinen, Berufsverbänden und Interessensgemeinschaften, die durch zwei Haupttendenzen gekennzeichnet waren. Zum einen durch eine entschiedene Abwehrhaltung gegenüber der Sozialdemokratie sowie der Arbeiterbewegung und zum anderen durch einen radikalen Nationalismus.

Die unterschiedlich wirkenden sozioökonomischen Krisenlagen lassen sich für alle Angehörigen der Mittelschichten nur schwer auf einen Nenner bringen. Festzuhalten ist jedoch, dass viele mittelständische Familien während der Wirtschaftskrise nicht nur in sozialer und wirtschaftlicher Unsicherheit lebten, sondern in ihrer Existenz bedroht waren. Das führte unter anderem zu einem Zusammenbruch der bis zum Ersten Weltkrieg fest verankerten Vorstellungen von Sicherheit sowie der tradierten Werte und Normen. Da sich die gewählten Volksvertreter der Parteien zudem als unfähig erwiesen, in der Stabilisierungsphase der Weimarer Republik den Schaden zu begrenzen und ausreichend Lastenausgleich zu betreiben, wuchs die Unzufriedenheit der Bürger mit der Politik und führte zu einer Radikalisierung der politischen Kultur. Weite Teile der Mittelschichten verloren ihr Vertrauen in die gesellschaftliche

und staatliche Ordnung und sahen ihre Vorbehalte der demokratischen Verfassung gegenüber bestätigt.

Demographisch gesehen gehörten die Studenten der Nachkriegsgeneration zu den durch hohe Geburtenzahlen und stark zurückgehende Säuglingssterblichkeit am dichtesten besetzten Jahrgängen, die es in der deutschen Geschichte jemals gegeben hat. Nach dem Weltkrieg aufgewachsen, stießen sie nach ihrer Schulzeit auf einen stagnierenden und überfüllten Arbeitsmarkt sowie auf Universitäten und Hochschulen, an denen sich immer mehr Studenten immatrikulierten.² In den zwanziger Jahren weitete sich die »Akademikerschwemme« immer mehr aus und vor allem für Ingenieure war es fast aussichtslos, eine ihrer Qualifikation entsprechende Arbeit zu finden (Jarausch 1990: 242). Darüber hinaus waren die Studierenden der Technischen Hochschulen im Reich denjenigen, die an einer Universität immatrikuliert waren, keineswegs gleichgestellt. Obwohl die Technischen Hochschulen seit 1899 das Promotionsrecht hatten, kämpften die Ingenieure in Staat und Gesellschaft nach wie vor um die Integration ihrer Berufsgruppe in die sozioökonomischen Entscheidungsprozesse und um die Anerkennung ihrer beruflichen Leistungen. In weiten Kreisen der Gesellschaft wurde die industrielle und technische Entwicklung seit dem Ersten Weltkrieg zunehmend auch von Unbehagen und Pessimismus begleitet. Vor allem die traditionellen Eliten aus Adel, Militär, Beamtschaft und Bildungsbürgertum, die die Schlüsselstellungen in Staat und Gesellschaft besetzten, sahen in der technischen Intelligenz den Gegensatz zu »Geist« und »Kultur« verkörpert. Außerdem waren sie bestrebt, ihre politische und gesellschaftliche Vormachtstellung zu erhalten und entwickelten zahlreiche Strategien, um einen Einfluss der Technischen Intelligenz abzuwehren (vgl. Dietz/Fessner/Maier 1996).³

Ungeachtet ihrer jeweiligen unterschiedlich schlechten sozialen Lage, ihrer finanziellen Situation und der ungewissen Aussichten für Ingenieure auf dem Arbeitsmarkt, genossen die Studenten durch ihre Zugehörigkeit zum akademischen Milieu einen hohen Status. Studieren war damals das Privileg einer Minderheit. Der Anteil an Arbeiterkindern unter den Studenten war insgesamt niedrig und in Hannover mit etwa 0,4 Prozent noch niedriger als in anderen Städten. Die Professoren und Studenten der Technischen Hochschule Hannover repräsentierten das akademische Bürgertum der Stadt und waren, erkennbar durch ihr traditionelles Erscheinungsbild – die Talare der Hochschullehrer sowie die verbind-

2 An der Technischen Hochschule Hannover erhöhten sich die Studentenzahlen zwischen 1914 und 1922 beispielsweise um das Dreifache (Schröder 2003: 14 und 284, Tabelle 7, Tietze 1987: 29 f. und Vorlesungsverzeichnisse 1914 – 1939 der Technischen Hochschule Hannover, Universitätsarchiv Hannover).

3 Dennoch konnten Ingenieure als Direktoren von Unternehmen, als Professoren oder als höhere Beamte ein hohes Ansehen erreichen. Doch dann war nicht ihr Beruf als Ingenieur der entscheidende Faktor ihrer Reputation, sondern ihre herausgehobene berufliche Position innerhalb der Gesellschaft.

dungsstudentische Aufmachung, Fahnen, Fackelzüge und Feiern – eine feste Komponente im Stadtbild.

IM KAMPF UM DIE MÄNNLICHE EHRE: DER VERBINDUNGSSTUDENT

Der Alltag der meisten Studenten war allerdings nicht nur durch das Studium und die gemeinsame Ausbildungssituation in dem durch institutionelle Regeln organisierten Hochschulbetrieb geprägt, sondern auch durch die starken korporativen Strukturen. Zwar war die Hochschule keine abgeschlossene Einrichtung oder »totale Institution« (Goffman), aber gerade die Studenten, die sich einer Verbindung angeschlossen hatten, lebten zumindest im Semester in einem durch die korpsstudentischen Regeln geprägten Kontext. Zwar gab es studentische Korporationen unterschiedlicher Prägung und Ausrichtung, am einflussreichsten und mächtigsten waren jedoch die so genannten farbentragenden, schlagenden Verbindungen.⁴ Das Brauchtum und die Verhaltensgrundsätze dieser männlich-akademischen Lebensbünde war der im Kaiserreich hoch angesehenen Offizierserziehung entlehnt und diente dazu, den Alltag und den Umgang der Studenten miteinander zu strukturieren. Die Gleichsetzung von »männlich« und »militärisch« galt daher nicht nur für Offiziere, sondern auch für die Angehörigen der studentischen Verbindungen, die eine »dem militärischen Modell unmittelbar nachgebildete Männlichkeitserziehung« praktizierten (Frevert 1991: 220).

Ein Beispiel für die strengen Regeln der Korporationen ist der »Stehkonvent«, der jeden Morgen um 10 Uhr im Lichthof der Technischen Hochschule Hannover stattfand und dabei Zusammentreffen und Anwesenheitskontrolle miteinander verband. Während des »Stehkonvents« versammelten sich die Studenten, gruppierten sich den Korporationen entsprechend und begrüßten sich förmlich. Sie sprachen einander mit »Sie« und »Herr« an (vgl. Schröder 2003: 170 ff.). Die Bezeichnung »Herr« verband sich in der Tradition der Verbindungen mit dem Aussehen, dem »Couleur« tragen, ein Ausdruck, der um 1900 aufkam. Das bedeutete, dass die jungen Männer in der Öffentlichkeit die Farben ihrer Verbindung zeigten, meistens in Form eines schmalen Stoffbandes, das diagonal über der damals üblichen Weste getragen wurde. Dazu gehörten des Weiteren eine Mütze, die ebenfalls mit entsprechenden Farben gekennzeichnet war sowie der »Bierzipfel«, ein in Silber gefasstes Band für Taschenuhren. Generell legten die Studenten Wert auf standesgemäße

4 An der Technischen Hannover gab es in der Weimarer Republik 36 studentische Verbindungen. Davon galt für 25 von ihnen das Prinzip der »unbedingten Waffengenugtuung«, von den übrigen elf Korporationen gehörte die Mehrzahl zu den christlichen Verbänden, die die Waffengenugtuung aus religiösen Gründen ablehnten (vgl. ausführlich Schröder 2003: 285).

Kleidung: ein »stets korrekter Anzug, Handschuhe, Handstock und tadellose Mütze, entsprechend gesetztes Benehmen in der Öffentlichkeit. Der damalige junge Mann wollte ein Herr sein und trat als solcher auf« (Apffelstaedt 1981: 69).

Durch den von den Korporationen während der Vorlesungszeit ausgerufenen »Couleurzwang« waren die Studenten in der Stadt, ihren Lokalen sowie in der Hochschule immer erkennbar und ihren Verbindungen zuzuordnen. Das diente der sozialen Kontrolle, da eventuelle Verstöße gegen das vorgeschriebene und erwartete Benehmen eines jungen Studenten sowie gegen den Ehrencodex auf die Verbindungen zurückfiel. Die »Couleur« war Ausdruck der sozialen Ordnung innerhalb der akademischen Kreise und versinnbildlichte gleichzeitig die Distinktion dieses Milieus zu der von den Studenten als »Philisterwelt« bezeichneten Gesellschaft. Allerdings hatten die Studenten innerhalb dieser Ordnungskategorien durchaus ihre Freiheit bzw. einen ihnen von ihren Autoritäten (den Alten Herren) zugestandenen Raum, innerhalb dessen sich die jungen Männer »austoben« konnten. Die exzessiv ausgelebten Festivitäten und Trinkgelage (der so genannte »Kommers«, ein Trinkabend in festlichem Rahmen, bei dem Lieder aus dem »Kommersbuch« gesungen werden) dienten einem ritualisierten Bewusstseinsverlust, der zugleich in die soziale Kontrolle durch seine Kommilitonen eingebunden war.

Der zweifellos wichtigste Teil der verbindungsstudentischen Rituale war jedoch die Mensur⁵, die einerseits dazu diente, Streitigkeiten unter Studenten zu regeln und andererseits als Erziehungsmittel eingesetzt wurde. Dieser Zweikampf, bei dem es immer um die Verteidigung der »männlichen Ehre« ging, wurde als »Mutprobe« bezeichnet und sollte den Studenten im Aushalten von Schmerzen üben. So durfte der Korporierte weder während des Fechtkampfes noch bei einem ihn verletzenden Treffer eine Reaktion zeigen, er hatte stoisch und unbewegt »Männlichkeit« und »Härte« zu beweisen. Es ging um Mut, Disziplin, Selbstbeherrschung, Standfestigkeit, Zusammengehörigkeit und Opferbereitschaft, durch die sich ein Student als würdig erwies, einer Verbindung anzugehören. Die Satisfaktionsfähigkeit, also das Recht durch einen Zweikampf »Genugtuung« für einen Angriff auf die Ehre zu erhalten, war im 19. und frühen 20. Jahrhundert ein »Privileg« der Oberschicht. Die männliche Ehre war weitgehend identisch mit der Anerkennung von Mut und Le-

5 Die blutigen Details sind in der Literatur vielfach geschildert worden. Nachzulesen ist eine Mensur bei Studier (1992: 65). Eine Zusammenfassung mit den gängigen Literaturangaben zu diesem Thema findet sich bei Heitherr (2000: 63-71) unter dem Titel »Ehre, Duell und Mensur«. Eine Aufschlussreiche Interpretation aus psychoanalytischer Sicht bietet Gay (1996: 17-46). Er wertet die Mensur als besonders gelungene Kombination von Verboten und Lizenzen, Strafen und Belohnung, Leiden und Lust. Sie sei die Kodifizierung der Adoleszenz. Er kommt zu dem Schluss: »Gedacht als Barriere gegen den Geist der Aggression, züchtet sie diesen Geist doch heran: Sie brachte die Gewalt unter Kontrolle und sanktionierte sie« (Gay 1996: 46).

bensverachtung und gehört damit zu einer Beziehungsform, die von Norbert Elias in seinen Ausführungen zur »satisfaktionsfähigen Gesellschaft« einem »Kriegerkanon« zugerechnet wird, »der es dem physisch Stärkeren oder im Gebrauch der Gewaltmittel Geschickteren möglich macht, dem weniger Starken, weniger waffentüchtigen seinen Willen aufzuzwingen und die höchsten Ehren heimzutragen« (Elias 1998: 69).

Wie wichtig das Fechten einer Mensur nicht nur für die praktizierenden Studenten, sondern auch für die so genannten Alten Herren (ehemalige Verbindungsstudenten) war, zeigt sich daran, dass der Zweikampf, der seit 1880 gesetzlich verboten war, von Polizei und Behörden toleriert wurde. Gerade zur Zeit der Weimarer Republik nahm die Zahl der ausgefochtenen Mensuren signifikant zu. Die Alten Herren der Verbindungen, die eine einflussreiche »pressure group« in der Gesellschaft waren, stellten sich in der Öffentlichkeit schützend vor die Verbindungen. Auch die Universitäten, Technischen Hochschulen und Rektorenkonferenzen formulierten zwischen 1927 und 1931 zahlreiche Eingaben an Reichstag und Reichsrat und »appellierten, Schlägermensuren von jeder gesetzlichen Strafe anzunehmen« (Frevert 1991: 251).

Die Gründe für den Zulauf und die herausragende Stellung der Korporationen während der Weimarer Republik waren vielfältig. So suchten gerade die nach gesellschaftlicher Anerkennung und sozialem Aufstieg strebenden Studenten der Technischen Hochschulen Ende der zwanziger Jahre, als bei steigenden Absolventenzahlen von Ingenieuren viel zu wenig Arbeitsplätze vorhanden waren, eine Möglichkeit, sich von potenziellen Konkurrenten (Kommilitonen, Absolventen von Ingenieursschulen) abzugrenzen. Die Korporationen bildeten ein Mittel zur Distinktion. Die Studenten konnten durch ihre Integration in diese elitäre Gemeinschaft zugleich zwei Bedürfnisse befriedigen: einerseits boten sich durch die Alten Herren und deren Beziehungen in Staat und Gesellschaft bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt und andererseits vermittelten die Verbindungen durch ihre Traditionen fest gefügte (nationale) Anschauungen als Orientierungspunkte sowie einen elitären akademischen Status.

Diese Motive lassen sich Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger auch bei den Universitätsstudenten finden, die ebenfalls in großer Zahl den schlagenden Verbindungen beitraten, so dass »im Rahmen der anhaltenden Korporierungsbewegung« etwa 80 Prozent aller männlichen Studenten von ihr erfasst wurden (Frevert 1991: 250). War für die männlichen Universitätsstudenten auch der Eintritt von Frauen in die akademische Welt eine Bedrohung, auf die sie mit der Kultivierung ihrer Männlichkeit reagierten, war für die TH Studenten, die in ihrem Studium sehr selten mit Frauen in Berührung kamen, ein anderes Motiv entscheidend. Schon im Kaiserreich waren sie darum bemüht, »dem Überlegenheitsanspruch der Universitätsstudenten mit dem Schläger entgegenzutreten und ihr Prestige durch dessen demonstrativ häufigen Gebrauch zu steigern« (Frevert 1991: 255). Die Mitgliedschaft in einer Verbindung stellte für

die akademischen Aufsteiger und »Außenseiter« der Technischen Hochschulen eine Möglichkeit dar, ihren Mut und ihre Wehrhaftigkeit sowie ihre akademische Gesinnung sowohl im durch nationalistisch-militärische Strukturen geprägten Kaiserreich als auch in der Weimarer Republik zu beweisen. Zwar bestand für die Studenten in Hannover keine direkte Konkurrenz zu den so genannten »Vollakademikern« einer Universität, wie es zum Beispiel in München und Berlin der Fall war, das Mensurfechten hatte dennoch auch an der Technischen Hochschule einen sehr hohen Stellenwert. Die »Satisfaktionsfähigkeit« war unmittelbar mit der akademischen Tradition verbunden und galt als Signum des »wahren Akademikers« (Schröder 2003: 112).

Darüber hinaus konnten die zur Zeit der Weimarer Republik sich verändernden gesellschaftlichen Strukturen wie eben auch die Emanzipationsbestrebungen von Frauen für die Studenten dieser Zeit eine Bedrohung darstellen und das Gefühl verstärken, sich als Männer definieren und darzustellen zu müssen. Dieses Bedürfnis konnte in den studentischen Verbindungen erfüllt werden. Der Kampf um die männliche Ehre, die für jeden Einzelnen der bürgerlichen Gesellschaft der Kaiserzeit noch einen immensen Stellenwert einnahm und aktiv in Duellen ausgelebt wurde, verlor in der Weimarer Gesellschaft an Gewicht, während er in den studentischen Verbindungen aufblühte. »Die Zweikampfkultur der Waffenstudenten hatte ihre gesellschaftliche Anschlussfähigkeit somit weitgehend verloren, dafür aber einen enorm gesteigerten Eigenwert gewonnen« (Frevert 1991: 255).

DER »INGENIEUR UND SOLDAT« ALS BEGRÜNDER DES FORTSCHRITTS

Bedeutsam für die Angehörigen der Technischen Hochschule waren die technischen Innovationen in dieser Zeit. Die Studenten der technischen Wissenschaften waren selbstverständlich interessiert an und fasziniert von der Technik und den Maschinen. Sie gehörten zu der Gruppe von Menschen, die in den neuen technischen Entwicklungen wie Fotografie, Film, Radio, Grammophon und Motor den Fortschritt verkörpert sahen, der den Menschen zu einer besseren Lebensqualität verhelfen würde. In den Publikationen der Studierenden der Technischen Hochschule Hannover lässt sich daher ein Wunschbild herausfiltern, in dem der technische Akademiker als Führer aus den sozioökonomischen Krisen der zwanziger Jahre erscheint. Die Studenten setzten ihre Forderungen nach gesellschaftlicher und politischer Akzeptanz immer wieder mit dem »Gemeinwohl« in Beziehung, das wiederum unmittelbar an die deutsche Nation gebunden war. Die Technik galt so als Schlüssel für den anvisierten wirtschaftlichen und nationalen Aufschwung, der das durch den Ers-

ten Weltkrieg angeschlagene deutsche Reich rehabilitieren sollte. Die Denkweise technischer Rationalität war in den Augen der Ingenieure prädestiniert, scheinbar objektive Entscheidungen frei von wirtschaftlichen, parteipolitischen und interessegeleiteten Ambitionen zugunsten des Allgemeinwohls zu fällen. Diese Position macht deutlich, dass die Studenten den Politikern der Weimarer Republik nicht zutrauten, sowohl die sozio-ökonomischen als auch politischen Probleme zu lösen. Ein Großteil derjenigen, die in den dreißiger Jahren an den wirtschaftlichen und sozialen Schaltstellen der Gesellschaft sitzen sollten, lehnten den Weimarer Staat, die demokratische Verfassung und den Parlamentarismus bereits seit 1918 demonstrativ ab. Gerade unter den Studierenden in Hannover hatten antidemokratische, antisemitische und nationalistische Weltbilder eine lange und unheilvolle Tradition. Obwohl sie sich als eine unpolitische Gemeinschaft definierten⁶, kämpften sie unablässig gegen die sozialdemokratische Regierung in Preußen sowie gegen die »Kriegsschuldlüge« und die »Schmach von Versailles« (Schröder 2003: 33 ff.).

Der verlorene Erste Weltkrieg war für die Studenten der Technischen Hochschule kein Anlass, sich mit der zerstörenden Dimension von (Kriegs-)Technologien auseinanderzusetzen. Im Gegenteil, aus ihrer Sicht war der Krieg eine quasi natürliche Form der Auseinandersetzung verschiedener Nationen, sowie der Ursprung neuer technologischer Entwicklungen. Technik, Militär und Krieg waren für die Studierenden daher unmittelbar miteinander verbunden und positiv konnotiert. Wie sehr sich die Studenten der TH Hannover der Pflicht zum so genannten Wehrwillen und Wehrwissen verbunden fühlten ist in den *Hannoverschen Hochschulblättern* vom Mai 1929 nachzulesen. Dort findet sich eine Rezension mit der Überschrift »Wehrkraft und Technik«, die die Schriftleitung veröffentlicht hatte. In einem dem Text vorausgehenden Absatz erläuterten die Studenten, die die Blätter herausgaben, die Wichtigkeit des besprochenen Buches:

»Nachdem das Versailler Diktat dem deutschen Volke jegliche militärische Forschungsstätten verboten hat, droht uns die Gefahr, daß in unserem Volke das Wissen um die technischen Zusammenhänge und Abhängigkeiten militärischer Verteidigung allmählich verkümmert. Wehrwissen ist aber noch wichtiger als Wehrwille. Die Sorge um dieses Wehrwissen ließ den Verfasser sein Buch »der deutschen Reichswehr und Deutschlands jungen Ingenieuren« widmen. Möge die folgende Würdigung dazu beitragen, in allen Kommilitonen die Verantwortung zu wecken, die der Ingenieur trägt, wenn eines Tages die Zukunft des deutschen Volkes von dem

6 Sowohl bei den Angehörigen von Universitäten und Hochschulen als auch den der Technischen Intelligenz war es Tradition, sich als »unpolitisch« zu bezeichnen. Das hing damit zusammen, dass »parteipolitisch« als interessengeleitet galt, die an den Universitäten praktizierte »Lehre und Forschung« ebenso wie die Arbeit der Ingenieure dagegen als »wissenschaftlich«, »sachlich« und »objektiv« eingestuft wurde.

Stand seiner Technik und der Schnelligkeit der Umorganisation abhängt« (Schriftleitung der Hannoverschen Hochschulblätter 1929: 93 f.).

Der Artikel behandelt das Buch »Ingenieur und Soldat« von Otto Schwab, das die Schriftleitung als hochbedeutsam vorstellte. Der Autor des Buches, der zu Beginn des Ersten Weltkrieges selbst Student einer Technischen Hochschule sowie aktives Mitglied der Deutschen Burschenschaft war, galt aufgrund seiner Biographie⁷ als besonders glaubhaft und kompetent in seinem Anliegen, Richtlinien für den Neubau einer deutschen, wissenschaftlich begründeten Wehrtechnik aufzustellen. Deutschland fehlten demnach nicht nur die Waffen, sondern vor allem das Wehrwissen. Die vorangestellten Fragen »Haben wir den Einfluss der Technik auf die Wehrkraft unseres Volkes im Weltkrieg richtig eingeschätzt und entsprechend gehandelt?« sowie »Nutzen wir heute alle uns frei stehenden Hilfsmittel zum Ausbau unserer Wehrkraft aus?« markieren den Radius, innerhalb dessen Schwabs Werk wahrgenommen wurde. Die Abhandlung würde auf ernststen wissenschaftlichen Grundlagen ruhen und sei wie keine andere geeignet, das »sachliche Denken« über die deutsche Wehrpolitik zu fördern. Sie zeige, welche unendliche Mühe vor den jungen Ingenieuren liege, um aus »einem Haufen vaterlandsbegeisterter Jugend wirkliche Soldaten zu machen, die den technisch-wissenschaftlichen Aufgaben der neuzeitlichen Kriegsführung gerecht werden könnten« (Schriftleitung 1929: 93).

Die »Zukunft des deutschen Volkes« hing nach dieser Lesart mit dem Stand der (Kriegs-)Technik und der »Schnelligkeit der Umorganisation« zusammen, mit anderen Worten der Umstellung von Friedens- auf Kriegszeiten, der Mobilmachung. In dem Text bündeln sich aus verschiedenen Bedeutungszusammenhängen stammende Zeichen zu einer spezifischen politischen Semiotik, die eine integrative Funktion in dem sozialen Verband der Studentenschaft einnahm. Die Konnotation von »Ingenieur und Soldat« entsprach offenbar dem Selbstbild der korporierten wie nicht korporierten Studenten und verband technizistische mit nationalistischen Motiven und Mythen, sowie einem dem 19. Jahrhundert entstammenden Männlichkeitsbild. Die zu der Zeit eingeführte allgemeine Wehrpflicht revolutionierte das tradierte bis dahin geltende Männlichkeitsbild und »universalisierte die Funktion des Mannes als Krieger und wertete den Soldatendienst als ehrenvolle und Ehre vermittelnde Ver-

7 Dr. Ing. Otto Schwab wurde 1889 geboren, studierte in Darmstadt und Dresden bis 1914, leistete bis 1918 seinen Kriegsdienst ab und wurde zum Leutnant der Reserve befördert. Er beschäftigte sich in den Jahren 1919 bis 1934 mit dem physikalischen Fernmesswesen, dem Erkundungs- und Messdienst sowie der Artillerie-, Schnellvermessungs- und Kriegstechnik. Zwischen 1930 und 1934 war er zudem SA-Standartenführer, Stabschef A.W., Vorsitzender des Akademischen Wissenschaftlichen Arbeitsamtes (AWA), welches eigentlich ein »Allgemeines Wehramt« war. Von 1933 bis 1934 war Schwab Führer der Deutschen Burschenschaft (Brunck 1999: 253 ff.).

bindlichkeit jedes einzelnen Mannes auf« (Frevert 1996: 81). Die allgemeine Wehrpflicht bildete so eine Institution »männlicher Vergemeinschaftung«, deren Substanz die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht bildete. Gleichzeitig war das Militär die »Schule der Männlichkeit« und eine Art Initiationsinstanz, die Jünglinge zu Männern machte. Durch diesen staatlichen Zugriff mittels der Wehrpflicht wurden die Männer in ein »neues, vollkommen abstraktes Referenzsystem« hineingestellt: das Vaterland, die Nation, der Staat (Frevert 1996: 82).⁸ Der Erste Weltkrieg verknüpfte Maskulinität und Nationalismus noch enger und verschärfte gewissermaßen die Konturen durch die Differenz: zum weiblichen Geschlecht einerseits und zu fremden Völkern und Staaten andererseits. Gerade weil in der Weimarer Republik die modernen Rollenbilder vielfach Irritationen hervorriefen, wurde die »gewalttätige Apologie des Mannes als Herr und Krieger« inszeniert (Peukert 1987: 110).

LANGEMARCK – »BEGRIFF EINER VOLLENDUNG«

Exemplarisch für die Bedeutung, die der Krieg und das Militär für die männliche Identitätsbildung der Studierenden hatte, ist der Mythos von »Langemarck«. Dieser entstand rund um die Gefechte in Flandern am 10. November 1914 und kolportiert den Einsatz junger deutscher Regimenter, die das Deutschlandlied singend die feindlichen Stellungen gestürmt haben sollen und dabei größtenteils getötet wurden. »Langemarck« wurde ein fest verankerter Topos in den Diskursen über den Ersten Weltkrieg in den zwanziger und dreißiger Jahren und fand unter anderem in Ernst Jünger und den seit 1931 von der NSDAP als Reichsjugendführer eingesetzten Baldur von Schirach begeisterte Interpreten. »Langemarck« war für große Teile der deutschen Gesellschaft Projektionsfläche und Bezugspunkt eines unerreichten Ideals. In Hannover wie auch an anderen Hochschulen und Universitäten wurde regelmäßig mit Spendenaufrufen und Texten in der Studentenzeitung an die Gefallenen erinnert. Die jährlichen Langemarckfeiern wirkten durch die Präsenz von Rektoren, Dozenten und Verwaltungsangestellten sowie Vertretern aus Bürokratie und Reichswehr fast wie ein Staatsakt. Dass dieser Diskurs nicht nur besonders wirkungsmächtig war, sondern sich zur institutionalisierten Rede-weise verfestigte, zeigt sich in der Präsenz dieses Motivs in Texten, Theaterstücken und Gedenkfeiern sowie in dem Rückhalt, den dieser in Politik, Öffentlichkeit und Staatsinstitutionen fand.

8 Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass die Konstruktion des Mannes als Soldat und Staatsbürger, der Nation, dem Vaterland, der Volksgemeinschaft ergeben und sie verkörpernd, keine Erfindung der Nationalsozialisten war, sondern dort nur besonders »schnörkellos herauspräpariert« (Frevert 1996: 83).

Besonders anschaulich zeigt sich der Prozess, in dem durch sprachliches Handeln Sinn produziert wurde, wenn man die studentische Rezension von Schwabs Buch in den Hochschulblättern mit dem Ausgangstext aus »Ingenieur und Soldat« vergleicht. Das Vorwort »Zur Einführung« schrieb ein Generalleutnant a.D. Paul von Wissel und erklärt die Ereignisse von Langemark als Ausgangspunkt für Otto Schwabs Ausführungen:

»Oktober 1914 wurden die Kriegsfreiwilligen aus Deutschlands Jugend in Flandern zum Anschluss des Heeres an das Meer eingesetzt. Voll Begeisterung für unsre gute Sache und unter den Klängen des Deutschlandliedes griffen sie an. Doch nach blutiger Schlacht kamen sie in dem schwierigen Gelände vor Ypern [...] gegen die altgedienten Kolonialtruppen der Engländer und ihre französischen Helfer zum Stehen. Die Front versteifte sich. [...] Erst jetzt und am Feinde gewannen die Jugendkorps die Zeit zur Ausbildung für das Gefecht; in Monaten wurde aus der Miliz eine Truppe. In dieser Umwelt schuf sich in Kämpfen bei Langemark und in mühsamer Arbeit die deutsche Artillerie diejenige Ergänzung zu ihrem in Ost und West bewährten Schießverfahren, die das unübersichtliche und ungewohnte Kampffeld erforderte und die friedensmäßig nicht zu gewinnen gewesen war: das Messerkundungs- und das Messschießverfahren« (Schwab 1928: 5).

Die Schriftleitung der Hannoverschen Hochschulblätter griff die Schilderungen des Generalleutnants auf und fügte der schon poetisierten Fassung ihre eigenen Ausdrucksformen und Sinngebungen hinzu:

»Hier auf den Schlachtfeldern zwischen Poelcapelle und Langemark, wo die Blüte der deutschen Jugend mit dem Gesang des Deutschlandliedes stürmte und verblutete, wo diese junge, kriegsunerfahrene Truppe dann monatelang dem ungeheuren Waffendruck der vereinigten Engländer, Franzosen und Belgier standhielt, hier schuf sich die gleiche Truppe unter Schwabs geistiger Führung in diesen Monaten dann die artilleristischen Kampfmethoden, mit denen sie ihre geringen Kräfte, ihre wenigen Geschütze, ihre für jedes Ziel abgezählte Munition mit *höchstem Wirkungsgrade* dem Feind entgegensetzen konnte, jeden materiellen Vorsprung des Feindes durch *geistige Überlegenheit* ausgleichend. Unsere deutschen Studenten von 1914 waren nicht nur unerschrockene Kämpfer und Stürmer sondern ebenso *kaltblütige Rechner* und *technische Führer* im Gefecht: es war die sieghafte Eube eines wehrhaft denkenden Volkes« (Schriftleitung 1929: 94, Hervorhebung/AS).

In dem Text der Schriftleitung lassen sich zwei Dinge beobachten: zum einen die Relevanz von Langemark als Symbol für das akademische Bürgertum sowie die aufstiegsorientierten Mittelschichten. Es handelte sich in den Erzählungen durchgehend um junge, »stürmende« Studenten, die durch ihren Mut und ihren Einsatz für Deutschland das Ideal des Reserveoffiziers und des Corpsstudenten in sich vereinigten, die als Symbole der Nation bereits im Kaiserreich ein hohes Ansehen genossen (Ullmann 1995: 38 und Studier 1990). Der Erste Weltkrieg als kollektiv ausgeübte und erfahrene Gewalt wird in der Erinnerung und in dem Geden-

ken auf die Kriegsstudenten von Langemarck projiziert und verwandelt sich in unsterbliche Werte wie Ehre, Pflichterfüllung, Opferbereitschaft und mutigen Einsatz für das Vaterland. Der Krieg wird so mit Sinn belegt und fungiert als Produzent und Katalysator von »Werten«, die offenbar gerade für die nachfolgende Kriegsjugendgeneration eine hohe emotionale Bindekraft hatten. Rituale wie Gedenkfeiern dienten dazu, die im Krieg gefallenen Männer (Brüder, Väter, Onkel usw.) und die Ideale, die sie verkörperten, nicht real sterben zu lassen und ihrem Tod eine Bedeutung zu verleihen. Zugleich standen diese Werte für tradierte Männlichkeitsideale, die es wieder zu beleben bzw. zu erhalten oder wiederherzustellen galt. Die Rehabilitation der Nation war eine Ehren- und damit Männersache und das höchste Ziel mit fast heiligem Charakter:

»Unsere gefallenen Kommilitonen gaben dies Vorbild eines wunderbar vollkommenen Sich-Einsetzens für eine große Idee, das Vorbild einer männlichen Begeisterung, die alles ausfüllte und erfüllte. Namen wie Langemarck sind uns heutigen Studierenden zum festen Begriff geworden – Begriff einer Vollendung, von der wir uns freilich selbst noch weit entfernt wissen, der wir aber bewusst und aufrichtig zustreben« (Hofmann 1931: 162).

Zum anderen wird in dem weiter oben zitierten Abschnitt aus »Wehrkraft und Technik« deutlich, dass die Studenten der Technischen Hochschule Hannover diesen Topos aus einem ganz spezifischen Blickwinkel interpretierten. Ihre Sichtweise zeigt, dass »Langemarck« keineswegs ausschließlich eine Gegenwelt darstellte, die der Welt der taktischen Siege und überhaupt der militärtechnischen Kriegsführung mit ihrem maschinell-rationalen Vernichtungspotenzial diametral entgegengestellt war (vgl. Ketelsen 1985: 72). Die angehenden Ingenieure der TH Hannover kombinierten Langemarck hier mit genau diesen technisch-sachlichen Bedeutungszuweisungen, so dass die Studenten von 1914 nicht nur »unerschrockene Kämpfer und Stürmer« waren, sondern auch »kaltblütige Rechner« und »technische Führer«. Das zu diesem Zeitpunkt entwickelte Messerkundungs- und Messschießverfahren galt als weiterer Beleg dafür, dass der Krieg den Fortschritt hervorbringt. Durch die Verschränkung dieser Elemente wird der verlorene Krieg rückwirkend umgedeutet und in eine Erfolgsgeschichte der Technik und des Fortschritts verwandelt. Sachverstand und Objektivität (das »sachliche Denken«) fungieren als erweiterte Deutungsmuster zur Realitätsbewältigung im Zeichen der Moderne, während sich in der Konstruktion von Männlichkeit die Emotionen bündeln und auf »Deutschland«, die »Nation« oder das »Vaterland« fokussieren.

Den drei motivischen Elementen des Langemarck-Topos, das der Jugend, das des Nationalen und das des Opfers wurde im studentischen Text das Motiv der Technik hinzugefügt. Dadurch trat das Opfermotiv gewissermaßen in die zweite Reihe zurück und machte einer technisch

fundierten »geistigen Überlegenheit« Platz, die durch sachlich-berechnenden Einsatz »jeden materiellen Vorsprung des Feindes« wettmachte. Die Rede von der »geistigen Überlegenheit« war eine weitere gängige rhetorische Strategie, die vernichtenden Materialschlachten des Ersten Weltkriegs mit seinen Millionen Toten umzudeuten. So lässt sich auch in einer Rezension der bekannten »Kriegsbriefe gefallener Studenten« (Witkop 1928) nachlesen: »Es heißt oft und gern: der Krieg verroht. Aber nur die Rohen. Den geistigen Menschen aber weist er den Weg zur tieferen Erkenntnis und zur seelischen Vertiefung«. Die ausführliche von dem Studenten und Schriftleiter der *Hannoverschen Hochschulblätter* W.J. Kapune verfasste Rezension zitiert große Passagen aus dem Buch und beschwört am Ende des Textes seine Kommilitonen, dieses »wertvolle Vermächtnis« der Briefe, die »in ihrem tiefinnerlichen Menschtum im wahrsten Sinne des Wortes ein »Ehrenmal der Nation«« darstellten, zu bewahren. Aufgabe und heilige Pflicht sei es, sich der gebrachten Opfer der Gefallenen als würdig zu erweisen. Für Kapune waren die Opfer des Ersten Weltkriegs nicht nutzlos umgebracht worden, da aus seiner Sicht das Entscheidende immer die Opferbereitschaft an sich sei und nicht das, wofür das Opfer gebracht würde. In dieser Zeit sei es jedoch angemessen und notwendig, das »wofür« deutlich zu benennen und vor allem einzulösen: »Die Nation zu rehabilitieren und Deutschland zu neuer Größe zu verhelfen« (Kapune 1929: 106 f.).

Die Niederlage von 1918 gestaltete sich als »traumatische Erfahrung«, die »einen neuralgischen Punkt im nationalen Habitus« (Elias 1998: 14) der Deutschen traf und durch Größenphantasien sowie das Konstrukt der »geistigen Überlegenheit« kompensiert wurde. Pflichtgefühl, Opferbereitschaft und Nationalismus, gleichsam die Elemente aus denen sich diese Überlegenheit konstruierte, wurden als eine unbesiegbare Waffe auch nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg weiter beschworen und knüpften an die Dolchstoßlegende der im Felde ungeschlagen gebliebenen Soldaten an. Auch die Studenten entwickelten mit der technizistischen Variante von Langemarck eine Geschichte, in der sich die Technik trotz der Niederlage der deutschen Truppen als Sieger erweist.

SCHLUSSBEMERKUNG

Werte wie Wehrhaftigkeit, Ehre und Opferbereitschaft hatten für große Teile der deutschen Studentenschaft einen enormen Stellenwert. Vor allem in den schlagenden Verbindungen, die an den meisten Hochschulen und Universitäten politisch den Ton angaben, wurde ein militärisch geprägter Habitus gepflegt, der im korporativ strukturierten Alltag, ebenso wie bei Gedenkfeiern und Zeremonien reproduziert wurde. An den Studenten der Technischen Hochschule ließ sich zeigen, dass die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg nicht nur als nationales Trauma und »Irr-

tum der Geschichte« empfunden, sondern gleichzeitig als Beschleuniger des technischen Fortschritts (um-)gedeutet wurde, der allen zu Gute kommen sollte. Für die Studenten war der Erste Weltkrieg daher in mehrfacher Hinsicht der zentrale Punkt ihrer nationalen und männlichen Identität sowie ihrer Positionierung als angehende Ingenieure.

Mit der Heldengeschichte der »Langemark-Jugend« konstruierten sie ein Szenario, in dem »technische Führer« und »eiskalte Rechner« mittels der Kriegstechnik sowie unerschrockener Tapferkeit die Nation verteidigen und retten konnten. Diese Symbolik erwies sich als besonders wirksam, da sie bei den Studenten einen emotiven und einen normativen Pol berührt und miteinander verknüpft hat. Dadurch, dass die Studenten dieses Symbol in ihre Anschauungen und Vorstellungen integrierten, bot sich ihnen »die Chance, Orientierung und ›Ordnung‹ in einer Welt zu finden, die in den alltäglichen Erfahrungen der Vielen als zerrissen und chaotisch erscheint« (Lüdtke 1996: 211). Die als Weimarer »System« bezeichnete, ungeliebte Republik interpretierten viele Studenten als das in »Unordnung geratene Vaterland«, als einen durch Parteipolitik »ruinierten« und »kranken« Staat, der mit ihren nationalen (Ordnungs-) Vorstellungen wenig gemein hatte. Der Nationalismus der Studenten bezog sich allerdings weniger auf eine konkrete Staatsform als vielmehr auf die Nation an sich, die einen höheren Wert als das eigene Leben besaß und für die zu sterben es sich lohnte. Das Ausschluss- und Abgrenzungskriterium der »Nation« war daher sowohl an militärisch-soldatische als auch antisemitische Einstellungen gebunden und prägte die kulturellen Weltbilder der Studenten der Technischen Hochschule Hannover. Unterstützt von einflussreichen Teilen der Gesellschaft wie Professoren, Beamtschaft und Reichswehr konnten sie sich als eine akademische Elitengemeinschaft definieren, die die »wahren Werte« der deutschen Nation vertrat. Vor diesem Hintergrund ergaben sich für die Studenten Ende der zwanziger, Anfang der dreißige Jahre facettenreiche Affinitäten zur nationalsozialistischen Weltanschauung, die gerade durch ihre fehlende explizite Programmatik große Interpretations- und Deutungsspielräume zuließ. Vor allem das im Alltag reproduzierte und beschworene »Idealbild« eines autoritär geführten, militärisch starken und national geeinten Deutschlands war der Grund dafür, dass ein Großteil der Studenten die staatspolitischen Veränderungen im Jahr 1933 als den Beginn einer neuen, willkommenen politische Ordnung interpretierten.

LITERATURVERZEICHNIS

- Apffelstaedt, Otto (1981): »Wie lebte ein Münsterer Franke in den Jahren 1923 bis 1925? Erlebnisbericht über eine Aktivenzeit als Burschenschaftler in der Weimarer Republik«. In: Christian Probst (Hrsg.), *Darstellungen und Quellen zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert*, Bd. 11, Heidelberg: Universitätsverlag, S.59-95.
- Brunck, Helma (1999): *Die Deutsche Burschenschaft in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus*, München: Carl Winter.
- Dietz, Burkhard/Fessner, Michael/Maier, Helmut (1996): *Technische Intelligenz und »Kulturfaktor Technik«: Kulturvorstellungen von Technikern und Ingenieuren zwischen Kaiserreich und früher Bundesrepublik Deutschland*, Münster & New York: Waxmann.
- Elias, Norbert (1998³): *Studien über die Deutschen*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Frevort, Ute (1991): *Ehrenmänner – Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München: Beck.
- Frevort, Ute (1996): »Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit«. In: Thomas Kühne (Hg.), *Männergeschichte, Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt/Main: Campus, S.69-87.
- Gay, Peter (1996): »Mensur – die geliebte Narbe«. In: Peter Gay: *Kult der Gewalt. Aggression im bürgerlichen Zeitalter*, München: Beck, S.17-46.
- Grüttner, Michael (1995): *Studenten im Dritten Reich*, Paderborn: Schöningh.
- Heither, Dietrich (2000): *Verbündete Männer. Die Deutsche Burschenschaft – Weltanschauung, Politik und Brauchtum*, Köln: PapyRossa.
- Hofmann, Albert (Juli 1931): »Die Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule Hannover«. *Hannoversche Hochschulblätter* 10, S.161-165.
- Jarausch, Konrad H. (1990): *The unfree professions. German Lawyers, Teachers and Engineers 1900-1950*, New York & Oxford: Oxford University Press.
- Kapune, W.J. (1929): »...das ewig lebt!«. *Hannoversche Hochschulblätter* 9 (Juni), S.106/107.
- Ketelsen, Uwe-K. (1985): »»Die Jugend von Langemarck« – Ein poetisch-politisches Motiv der Zwischenkriegszeit«. In: Thomas Koebner/Rolf-Peter Janz/Frank Trommler (Hg.), »Mit uns zieht die neue Zeit«. *Der Mythos Jugend*, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S.68-88.
- Lüdtke, Alf (1996): »Ikonen des Fortschritts. Eine Skizze zu Bild-Symbolen und politischen Orientierungen in den 1920er und 1930er Jahren in Deutschland«. In: Alf Lüdtke/Vorname Marbolek/Adelheid von Saldern (Hg.), *Amerikanisierung: Traum und Alptraum in Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart: Steiner, S.199-212.
- Peukert, Detlev (1986): »Alltagsleben und Generationserfahrungen von Jugendlichen in der Zwischenkriegszeit«. In: Dieter Dowe (Hg.), *Jugendprotest und Generationenkonflikt in Europa im 20. Jahrhundert. Deutschland, England, Frankreich und Italien im Vergleich*, Bonn: Verlag Neue Gesellschaft, S.139-150.
- Peukert, Detlev (1987): *Die Weimarer Republik. Die Krisenjahre der klassischen Moderne*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schriftleitung der Hannoverschen Hochschulblätter (Mai 1929): »Wehrkraft und Technik«. *Hannoversche Hochschulblätter* 8, S. 93-95.
- Schröder, Anette (2003): *Vom Nationalismus zum Nationalsozialismus. Die Studenten der Technischen Hochschule Hannover von 1925 bis 1938*, Hannover: Hahnsche Buchhandlung.
- Schwab, Otto (1928): *Ingenieur und Soldat – Erfahrungen aus dem Weltkrieg und wehrtechnische Ausblicke. Beitrag zur Frage der Wehrführerausbildung auf wissenschaftlich-technischer Grundlage*, Nidda: Hassia.
- Studier, Manfred (1990): *Der Corpsstudent als Idealbild der Wilhelminischen Ära. Untersuchungen zum Zeitgeist 1888 bis 1914*, Schernfeld: SH-Verlag.

- Tietze, Hartmut u.a. (1987): Datenhandbuch zur Deutschen Bildungsgeschichte, Bd. I: Hochschulen, 1. Teil: Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland 1820-1944, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Ullmann, Hans-Peter (1995): Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Vorlesungsverzeichnisse Studienprogramme 1914-1939 der Technischen Hochschule Hannover, Universitätsarchiv Hannover.
- Witkop, Philip (1928): Kriegsbriefe gefallener Studenten, München: Müller.

